Mrs. Stokes beschwor den Richter Lindsey, die Vormundschaft über die unmündigen Kinder anzunehmen, damit er den Streit um das Vermögen ihres verstorbenen Vaters durchführen könne. Lindsey lehnte das ab, aber er willigte auf die dringenden Bitten von Mrs. Stokes und ihres Rechtsbeistandes in Denver schließlich ein, nach Neuyork zu reisen, wo er sich um eine gütliche Regelung des Erbschaftsstreites bemühte. Sein guter Ruf und sein gutes Gewissen waren die einzigen Waffen, die er im Kampf für die Sache der enterbten Kinder benutzen konnte —, denn einen Rechtsanwalt hatte Mrs. Stokes in dem hervorragenden Neuyorker Juristen Untermyer, und außerdem durfte Richter Lindsey nach den Gesetzen Neuyorks dort gar nicht praktizieren, selbst wenn er es versucht hätte. Die Hilfe, die er den Kindern Stokes angedeihen ließ, konnte nur in dem Falle moralisch anfechtbar sein, wenn dadurch eine künftige richterliche Entscheidung Lindseys irgendwie hätte beeinflußt werden können. Das war aber ganz ausgeschlossen: diese Neuyorker Erbschaftsaffäre hatte nicht die mindeste Beziehung zu dem Jugendgericht in Denver, dem Lindsey vorstand.

Mrs. Stokes und Mr. Untermyer waren der Meinung, daß die Kinder den günstigen Ausgang des Erbschaftsprozesses nicht zum wenigstens Richter Lindseys Ansehen zu verdanken hätten, und da Mrs. Stokes seit je eine glühende Lindsey-Verehrerin war, dessen Arbeit sie mit Bewunderung verfolgt hatte, lange ehe sie und ihre Kinder durch besondere Umstände vor seinen Richtertisch traten, stifteten sie und Mr. Untermyer ihm eine Lebensrente von 200 Dollar monatlich. Dieses Geld stammte, um das ausdrücklich zu betonen, nicht aus dem Vermögen der Kinder. Wichtig ist auch noch zu wissen, daß für die Erbschaftssache der Kinder der Probate Court of the City and County of Denver, nicht das Jugendgericht zuständig war, und daß Lindsey vor Annahme der Rente den Richter Luxford vom Probate Court zu Rate zog und dessen volle Zustimmung erlangte.

So sehen die Gründe aus, mit denen einem der berühmtesten Juristen unserer Zeit „jene unerläßliche Charakterfestigkeit abgesprochen werden muß, die von der Justizverwaltung gefordert wird"; so springt man mit einem Manne um, der mehr als dreißig Jahre der Oeffentlichkeit selbstlos gedient und nie die eigenen, sondern immer nur die Interessen anderer verfochten hat, die Interessen der Kinder, der Mütter, der Familien, die er tausendmal, sofern sie es brauchten, aus eigener Tasche unterstützte!

Aber weder die Zeitungen noch die Leute in Denver glauben, daß diese Gründe die wahren für Richter Lindseys Maßregelung seien. Die Leute sagen: „Also sie haben ihn doch totgekriegt!" Man kann vielleicht der Ansicht sein, daß es von Lindsey unvorsichtig war, eine Rente fürs ganze Leben anzunehmen. Aber niemand kann es bemängeln, daß ein echter Diener der Allgemeinheit, der sein Leben lang arm geblieben ist — Richter Lindsey wohnt noch immer in dem armseligen Häuschen, das seine ersten Kämpfe sah — am Ende einigermaßen versorgt ist. Nur war dieser Umstand „ihnen" günstig, um ihn „totzukriegen". Wer sind diese „sie"? Ich will diese mysteriösen Gegner im Rücken Lindseys kurz Punkt für Punkt aufzählen, und jeder kann sich von „ihnen" dann selbst ein Bild machen.

1. Als Lindsey vor über 30 Jahren Richter wurde, stand er sofort in offenem Krieg mit den Behörden. Ueberall fand er Korruption vor, bei den Gerichten, in den Stadtverwaltungen, auf den Regierungsämtern, und er hielt mit seiner Entdeckung nicht zurück. Die Beamten und ihre juristischen Helfershelfer waren seine erbittertsten Feinde und suchten ihn auf jede mögliche Art stillzumachen. Wie sie es anstellten, um ihn zum Schweigen zu bringen — mal mit Geld, mal mit dem Versprechen auf hohe Aemter, wie den Bürgermeisterposten von Denver und die Gouverneursstelle von Colorado —, kann man in Lindseys erstem Buch „The Beast" nachlesen, einer Satire auf behördliche Erpressung. Diese Mächte atmeten auf, als er seine Energie der Jugendgerichtsbarkeit zuwandte, und die Oeffentlichkeit zwang sie, sich vor seiner Arbeit bewundernd zu verbeugen. Aber insgeheim fürchteten sie ihn weiter.

2. Politisch war er anfangs Demokrat. Wie hoch man ihn allgemein seiner Klugheit und Rechtschaffenheit wegen schätzte, ersieht man daraus, daß die Republikaner jede Opposition gegen ihn unterließen, ja, daß sein Name später, nachdem er sein Jugendgericht begründet hatte, unwidersprochen sowohl in den republikanischen als auch in den demokratischen Parteilisten geführt wurde. Aber die Politiker ließen ihn nie, weil er sich von jeher weigerte, bei dem Ausbeutungssystem mitzumachen, und da hinter der Behördenkorruption meist politische Korruption steckte, so war Lindsey den einflußreichsten Politikern Colorados immer verhaßt. Er wurde allmählich parteilos, sozusagen ein unpolitischer Politiker. Er wurde allmählich endgültig auszuschalten und als die Politiker ihn bei einer Wahl gedachten, indem sie ihn auf keine ihrer Listen setzten, bildete er einfach seine eigene Partei und brachte den Bonzen die einzige Niederlage bei, die sie überhaupt in Colorado erlitten hatten. Die Politiker haben Respekt vor ihm gehabt, sie haben ihn gefürchtet und ihn zum Nordpol verwünscht.

3. Als das Gespenst des Ku-Klux-Klans in Colorado auftauchte und sich Männer von Ansehen und Rang einfing, vom Senator und Gouverneur herunter bis zum Bürgermeister von Denver, stellte sich ihm einer, furchtlos wie Daniel, drohend in den Weg: Richter Lindsey. Er hätte das Gespenst übersehen oder ein Auge vor dessen dunklen Machenschaften zudrücken können, wie es so mancher Richter und Beamte tat. Aber nein, Richter Lindsey in seinem unbeirrbaren Rechtsgefühl überschüttete es laut mit wütenden Verwünschungen und Flüchen. „Lindsey muß weg!" wurde die Geheimparole des Klans.

4. Lindsey hat Mitglieder des Obersten Gerichtes oft der gesetzwidrigen Beziehungen zu den Behörden beschuldigt. Das Oberste Gericht ist selten von seinen Reformbestrebungen entzückt gewesen und hat in vielen Fällen gegen sie entschieden. Als der Klan bei der letzten Wahl gegen Lindseys klaren Sieg beim Obersten Gericht Protest einlegte, erklärte dieses mit den fadenscheinigsten Gründen die ganzen Stimmen des jüdisch bevölkerten Distrikts, wo Lindsey ungeheuren Anhang hat, für ungültig und bestätigte schließlich die Wahl des Klan-Kandidaten, eines mehr als fragwürdigen Menschen, der inzwischen durch Selbstmord geendet hat. Kurz, der Oberste Gerichtshof von Colorado ist Lindsey nie grün gewesen.

5. Die Kirchen und die Frauen waren zunächst Lindseys treueste Anhänger, die für ihn eintraten, wo es not tat. Da verfiel aber der Jugendrichter auf den Gedanken der Kameradschaftsehe, der Geburtenkontrolle und der Scheidung nach gegenseitiger Uebereinkunft, wenn keine Kinder da sind; das setzten viele mit einem schweren Verbrechen, mit der freien Liebe, gleich, und schon galt Lindsey als ein gottloser Revolutionär, der die christliche Weltordnung untergrabe und „moralisch zersetzend" wirke. Die Folge war, daß viele seiner sichersten Freunde, die ihm einst durch dick und dünn folgten, an ihm irre wurden, zwar noch immer insgeheim zu ihm hakten, aber seinen „Liberalismus" als eine zu bittere Pille nicht schlucken wollen.

6. Was schließlich die Juristen, seine Kollegen, betrifft, so stehen sie Lindsey voller Abneigung gegenüber. Ihre besten Köpfe arbeiten Hand in Hand mit den Behörden, oder sie sind Politiker und in beiden Fällen Lindseys geschworene Feinde. Seine Bemühungen, die armen Leute, die vor ihm erschienen, von den Kosten des Gerichtsverfahrens gänzlich zu befreien, und sein neuester Plan zu einem „House of Human Welfare", wo viele Prozeßfälle durch eine Kommission ohne tausend Paragraphen und ohne Juristenplädoyers direkt erledigt würden, haben ihm unter seinen Amtsbrüdern keine neuen Freunde geschaffen.

So also sehen „sie" aus, die Lindsey „totgekriegt" haben. Diese Kräfte bewirkten die Maßregelung eines durch und durch ehrenhaften Beamten. Um mit einem Satz des Obersten Gerichtshofes zu schließen, der sich jüngst gegen die buchstabenstarre Auslegung der Gesetze folgendermaßen aussprach: „Die Gesetze dürfen nie so dogmatisch gehandhabt werden, daß aus Recht Unrecht oder Unsinn wird . . ."

In diesem Jahre sind es 75 Jahre her, daß Scheffels „Trompeter von Säckingen" zum ersten Male herauskam. Das Städtchen Säckingen rüstet sich, dieses Ereignis in den kommenden Pfingsttagen festlich zu begehen. An den Feierlichkeiten werden neben der Stuttgarter Scheffel-Gemeinde auch der letzte Nachkomme Ludwig Uhlands, ein Apotheker in Waldenbuch, und Aennchen von Godesberg, die „Lindenwirtin", teilnehmen. Die Rheinbrückenstraße in Säckingen mit Scheffels Wohnhaus.

Diebstahl in Sachsen

Von **K. Liebscher**

Stellt euch eine Gegend mit sanft gewellten Hügeln vor, einsam, ohne Baum, Strauch und Dorf, mit grünenden Saaten und unbarmherzig heißer Pfingstsonne darüber.

Mitten durch die Gegend führt die Landstraße, staubig und schattenlos, wie es sich gehört, und auf der Landstraße wandern zwei Walzbrüder, ein dicker und ein dünner, ein älterer und ein junger, ein mächtig und ein mäßig schwitzender, ein kleiner und ein größerer, und alle beide schleppen wohlgefüllte Rucksäcke, und die Luft zittert vor ihren Augen über dem Staub der endlos langen, schattenlosen Landstraße.

Und die beiden sind Sachsen, was den Dicken und Alten nicht hindert, dem Jüngeren in aller Gemütsruhe mitten in Prangen der friedlichen Landschaft Kriegserlebnisse zu erzählen. Er schnauft und ächzt und wischt sich den Schweiß von der Stirn, indes Worte wie „Bombe", „Granade", „Einschlach", „Schützengram", „Flieger", „Drahtverhau" usw. aus seinem Munde sprudeln.

Aber wie die Jugend ist. Was weiß sie vom Heldentum der Alten? Nichts. „Wie?" „So!" „Ach!" „Is mich möglich!" Das ist alles, was der jüngere Walzbruder zu erwidern weiß.

Unterdessen nähert man sich einem einsam an der Landstraße stehenden Hause. Der Alte unterbricht sein Epos und wird vom Durst zu der Vermutung geführt, das einsame Haus müsse eine Wirtschaft sein. Und wenn, so solle dort selbstverständlich gerastet und getrunken werden.

Aber bevor die beiden an das Haus herankommen, vergehen wohl noch zehn Minuten. In dieser Zeit erzählt der Alte weiter, ja er hebt sogar die Rechte empor und weist mit Feldherrengebärde nach den nächsten Höhenzügen hinüber und gebraucht Ausdrücke, die von kriegerischer Leidenschaft widerklingen, unbekümmert ob des lachenden Jungen, des Lerchenjubels und der eigenen Müdigkeit.

So liegt das einsame Haus plötzlich zwanzig Schritt vor ihnen. Sie enträtseln die verwitterte Inschrift über dem Eingang mit zusammengekniffenen Augen. „Kei-Holland", sagt der Junge.

„Wie die zu son Nam kumm, hier midden in Sachsen", murmelt erstaunt der Alte.

Dann erblicken die beiden zwei funkelnagelneue Fahrräder, die in der Sonne an der Hauswand lehnen, unverschlossen, mit glitzernden Katzenaugen. Und kein Mensch ist zu entdecken, weder in den Fenstern der Wirtschaft noch in dem daneben liegenden Garten.

Herrgott, das greift jungen und alten Landstreichern ans Herz. Sie bleiben wie auf Verabredung stehen, drehen die Köpfe einander zu und blinzeln sich an. Die Frühlingssonne gleißt listig wie eine Verführerin auf den schwarzlackierten Schutzblechen und in den vernickelten Speichen der Räder. Der Alte unterbricht das sekundenlange Schweigen mit bedächtigem Murmeln: „Unhaln bäde uns niemand, wenn kee Rad weider in der Bude is." Zwei dicke Schweißtropfen lösen sich von der Stirn und rollen schwerfällig die Schläfen herab.

„Sone Hitze!" meint der Junge vorsichtig. Dann fügt er zuversichtlich hinzu: „Aber weeßde, un wenn se eens ham. Se griechens doch zu schbäd raus. Eh die hier was mergn, sin mir iewer alle Bärche.

Der Alte spinnt weiter: „Un wenn se uns nu doch verfolchen, und wenn se uns wärglich nahe käm! Mir schmeißen de Karre in Straßengram un reißn iewer e Saadfeld aus."

Die Räder glänzen während dieses Wortwechsels in stiller Bescheidenheit unter der Sonne. Die Katzenaugen glühen, als verbrennten sie sich selbst. Das Haus scheint ausgestorben zu sein, und nur im Garten daneben beginnt eine Amsel in den Obstbäumen zu flöten.

Die beiden treten vorsichtig einige Schritte näher und achten gespannt auf die Umgebung. Doch nichts Verdächtiges ist zu sehen noch zu hören. Die Amsel flötet ruhig weiter, der Lerchenjubel tiriliert über den Feldern.

Der Alte streichelt liebkosend über die Lenkstange des einen Rades. Plötzlich dreht er sich nach dem Jungen um und fragt flüsternd: „Kannste denn eechendlich fahrn?"

Der Junge bleibt stehen.

„Ich? Fahrn? Nee!"

Der Alte, von der hereinbrechenden Erkenntnis erschüttert: „Mensch, ich doch ooch nich."

Beide knicken unter der Last ihres Rucksackes noch etwas mehr zusammen. Hinter einer Fensterscheibe zeigt sich das Gesicht eines Mannes. Der Alte läßt die Lenkstange los, als sei sie glühendes Eisen. Steif und stumm trotten sie weiter, an der Tür der Schenke vorbei, vom Durst gepeinigt, von ihrer Unfähigkeit geschlagen.

Gustave Flaubert

Zu seinem fünfzigsten Todestag

Von **Hermann Wendel**

> Als wir ihn das letztemal besuchten, zeigte er uns sein Arbeitszimmer mit den Worten: „In diesem Zimmer habe ich viel gearbeitet und noch mehr gelitten."
> Zola über Flaubert.

Er starb in den Sielen; neben seinem Schreibtisch, der für ihn die Welt bedeutete. Durch Jahrzehnte kränkelnd, immer wieder von Nervenanfällen heimgesucht, seit langem vom nahenden Alter grämlich überschattet, wurde Gustave Flaubert am 8. Mai 1880 von einem Hirnschlag jäh hingerafft — auf seinem Landsitz Croisset bei Rouen; am Hause floß die Seine vorbei und die Dampfer tuteten. Der Achtundfünfzigjährige ließ den Roman „Bouvard und Pécuchet" unvollendet zurück und trug sich seit Jahr und Tag mit dem Plan, in einem anderen Buch „Harel-Bey" den dunklen Zauber des modernen Orients einzufangen. Aber die Werke, hinter die er den Schlußpunkt hatte setzen können, reichten für ein paar Jahrhunderte Erdenruhms. Aeußerer Ehren spottend, hatte er sich nie um die Aufnahme in die Akademie beworben, doch an wahrer Unsterblichkeit schlug er die „Vierzig Unsterblichen" spielend.

Bedauerte eine merkwürdige Kritik seines ersten Romans, daß Flaubert nicht zu schreiben verstehe, so sah man später allzu sehr den Nur-Stilisten in ihm. In der Tat hat nie ein Schaffender zäher mit dem Wort gerungen als er. Besessen von dem Ehrgeiz, einige Proben unvergänglicher französischer Prosa zu hinterlassen, feilte er bis zur Bewußtlosigkeit. Wenn er, hart und unermüdlich arbeitend, in einer Woche sechs Seiten zu Papier brachte, war es viel. So konnte Alphonse Daudet mit Recht von ihm sagen, er zerhobele einen ganzen Wald, um eine Schublade zu verfertigen.

Aber ein blutleerer Artist, den die Form um der Form willen entzückte, war er nicht. Was Flaubert sich vielleicht nicht selber eingestanden: er mühte sich, der Sprache bei aller Schlichtheit jedes Satzes einen unerhörten Glanz zu geben, weil er etwas zu sagen hatte. Einem Stilfexen hätte der Staatsanwalt des zweiten Kaiserreichs nicht die Ehre angetan, ihn wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit anzuklagen, wie es Flaubert widerfuhr, als 1857 die „Madame Bovary" herauskam. Das Gericht sprach den Verfasser zwar frei, aber der Staatsanwalt hatte die rechte Witterung gehabt. Der Roman wirkte als revolutionäres Werk, weil Lebenswahrheit sein fanatisch durchgeführter Grundsatz war und das Empire Napoleons III. die Lebenslüge zur Grundlage hatte. „Alles", schrieb Flaubert selber einmal nach 1870, „war falsch. Falscher Realismus, falsche Armee, falscher Kredit und sogar falsche Dirnen." In diese verfaulte Ordnung die Schilderung des Daseins schleudern, wie es wirklich war, mußte allerdings als Gipfel der Unmoral erscheinen.

Die „Madame Bovary" jedoch bot mehr als nur ein realistisch gesehenes Einzelschicksal; die Erzählung von Heirat, Ehebruch und Tod der armen Emma erweiterte sich zu einem grausam treuen Abbild des Provinzlebens im Frankreich Ludwig Philipps. Erst recht umschloß die „Sentimentale Erziehung", die bis zu den Barrikaden des Jahres 1848 führte und für Zola „eine blutige Satire, das grausige Gemälde einer entsittlichten, von der Hand in den Mund lebenden Gesellschaft, ein furchtbares Buch" war, die Geschichte einer ganzen Generation. Es war eine bis ins Mark enttäuschte Generation. Der matte Trab des Bürgerkönigtums, die Versager der zweiten Republik, der freche Staatsstreich des 2. Dezembers, die Verwesungsluft des Bonapartismus, der Krieg 1870/71, die klerikal-militaristischen Anfänge der dritten Republik — nein, Flaubert hatte kein gutes Los gezogen. Auch entbehrte der Isolierte, wie in einer Mönchszelle Hausende jeder Fühlung mit den wahrhaft vorwärtsdrängenden Kräften des Jahrhunderts. Der Begriff Sozialismus erschöpfte sich für ihn in den Namen Lamennais, Saint-Simon, Fourier und Proudhon, die ihm als „Biedermänner des Mittelalters" erschienen; er brannte das Paradox ab: „Der Sozialismus ist eine Seite der Vergangenheit wie der Jesuitismus die andere."

Da ihm derart der Brückensteg zur Zukunft fehlte, und er nicht immer wie in seiner „Salambo", einem farbenglühenden Traum auf den Trümmern Karthagos, von seiner Umwelt angeekelt ins entlegenste Altertum flüchten konnte, blieb ihm nichts als das grimme Nein für die Gegenwart, in der er zu leben verdammt war. Sein ausgeprägter Individualismus überschlug sich im Krampf des Schmerzes so, daß er beim vollendeten Anarchismus landete. Mit der ganzen Leidenschaft seines Künstlertemperaments leugnete Flaubert den Wert alles Bestehenden. Anfang aller Weisheit war ihm, an nichts mehr, an schlechthin nichts zu glauben. Er haßte die Macht, jene, die sie ausübten, wie jene, die sich ihr unterwarfen. Er hoch über alle Regierungsformen den Stab, da sie alle nichts taugten. Er verabscheute die „Herren Militärs" wie die „Herren Kleriker". Die Justiz? Falls es nicht Erbarmen einflößte, war nichts lächerlicher, als einen Menschen über den anderen zu Gericht sitzen zu sehen! Das Vaterland? Unfug, eine bestimmte Menge Gelände auf der Karte mit roten oder blauen Strichen gegen den Rest abzugrenzen! „Ich bin ebenso Chinese wie Franzose!" Demokratie? Ihre Sehnsucht, den Proletarier auf das Niveau der Dummheit des Bürgers zu bringen! Und das, was er den Bürger hieß, haßte Flaubert am verbissensten, den Bildungsphilister vom Schlage des Apothekers Homais in der „Madame Bovary", der sich, ob konservative, ob liberale Kokarde an der Stirn, ewig gleich bleibt: Mitläufer jeder blöden Losung, Stütze jeder Gewaltherrschaft, Ballast jeder Entwicklung. Ihn für die Zeiten auf dem Sockel der Lächerlichkeit zu heben, setzte sich Flaubert an den Roman „Bouvard und Pécuchet".

Aber wie Flaubert es ablehnte, in der Literatur, in deren Geschichte doch mit „Madame Bovary" der Abschnitt Realismus anhebt, Gründer einer Schule oder Wegweiser einer Richtung zu sein, so kam es ihm nie in den Sinn, in der Wirklichkeit seine schwarze Fahne der Vernichtung zu schwenken. Er saß, zufrieden, möglichst wenig Staatsbürger zu sein, weltabgeschieden in Croisset bei Rouen — unten floß die Seine und tuteten die Dampfer — und bedeckte weißes Papier mit seinen feinen Schriftzügen, eine halbe, wenn es hochkam, eine ganze Seite am Tag. Das war sein Leben. Gelegentlich freilich unterschrieb er einen Brief an die Brüder Goncourt „D. Flaubert, Wühler und Anarchist ersten Ranges und Desorganisator des Despotismus auf beiden Hälften der Erdkugel", und der Prinzessin Mathilde Bonaparte, „unserer lieben Frauen von den Künsten", vertraute er eines Tages bei Tisch in aller Unschuld an: „Ich bin Unterminierer jeder Regierung, welche es auch sei, ich möchte alles zerstören" — Beweis, daß der große Durchschauer menschlicher Seelen auch sich selber durchschaute.

Taubstumme hören Rundfunk. In dem Schweizer Ort Bouveret hörten kürzlich 40 Taubstumme in der dortigen Taubstummenanstalt zum ersten Male in ihrem Leben ein Konzert, als dort eine Rundfunkanlage in Gebrauch genommen wurde, an die eine Anzahl besonders eingerichteter Kopfhörer angeschlossen ist. Auf Grund dieses bedeutungsvollen Erfolges will man künftig mit Hilfe dieser Empfangsanlage taubstummen Kindern das Sprechen beibringen. Ein Verstärker in den Kopfhörern macht die in das Mikrophon gesprochenen Worte des Lehrers den Kindern hörbar.

Verantwortlich: Paul Wegmann, Dresden.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416951805-19300506/14 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG